

Siegfried Prokop,
Siegfried Schwarz (Hrsg.):
Zeitgeschichtsforschung in der
DDR. Walter Bartel (1904-1992).
Ein bedrohtes Leben. Beiträge zum
100. Geburtstag von Walter Bartel,
Rosa-Luxemburg-Stiftung
Brandenburg e. V. Potsdam 2005,
227 S. (11 €)

Wer waren die Wissenschaftler, die Historiker, die ihre Zunft in der DDR aufbauten und einen radikalen Schnitt mit der bürgerlichen, oft genug auch faschistischen Vergangenheit vollzogen? Waren es nur die heute gerne gescholtenen »Parteiarbeiter an der historischen Front«, die gewissen- und charakterlos das Hohelied auf die Partei sangen? Oder ist die Wirklichkeit auch in diesem Bereich wie stets das Leben weitaus reicher und widersprüchlicher? Diesen Fragen ging exemplarisch eine Konferenz der Hellen Panke e. V. und der Brandenburger Rosa-Luxemburg-Stiftung im Sommer 2005 nach, die dem 100. Geburtstag Walter Bartels (1904-1992) gewidmet war. Bartel war in den 1950/60er Jahren eine der Schlüsselpersonen der entstehenden Zeitgeschichtsforschung in der DDR, der stolz ausrief: »Ich bin Zeitgeschichtler, wer ist in der Geschichtsforschung mehr?« Auf den ersten Blick scheint die dem Buch zugrundeliegende Veranstaltung nur eine Fortsetzung jener Ehrenkolloquia, die dem runden Geburtstag des Geehrten schon früher gewidmet waren. Erst bei genauerem Hinsehen, wie es die Mitautoren des Buches getan haben, entfaltet sich das Leben eines deutschen Kommunisten und linken Wissenschaftlers in seiner ganzen Widersprüchlichkeit und Dramatik, eingebettet in die Konflikte des 20. Jahrhunderts mit den Drangsalen eines politischen und wissenschaftlichen Lebens auf dem Weg zu und in der Gesellschaft, die endlich der eigenen Idee des Sozialismus Realität verleihen sollte.

Vor allem Siegfried Prokop und Kurt Matschies entwickeln in biografischen Skizzen und Betrachtungen eine Übersicht über das harte, auch abenteuerliche, wohl auch erfüllte Leben Bartels. Das Arbeiterkind findet 1920 zur Politik, wird drei Jahre später Mitglied der KPD.

Dank seines Engagements und seiner Aufgeklärtheit macht er schnell Karriere, richtiger: Er übernimmt immer neue Funktionen im Parteiapparat der KPD. 1929 wird er nach Moskau zum Studium an die Internationale Leninschule delegiert, er gehört zu den ersten deutschen kommunistischen Arbeiterintellektuellen. Die vorgesehene Geschichts-Aspirantur muß für zweieinhalb Jahrzehnte vertagt werden, da ihn die Partei 1932 angesichts der verschärften politischen Auseinandersetzungen nach Deutschland zurückruft. Er organisiert 1933 den kommunistischen Widerstand gegen die Nazis mit, wird bald verhaftet, gefoltert, schließlich wegen Vorbereitung zum Hochverrat abgeurteilt. Nach seiner Entlassung kann er in die ČSR fliehen, wird hier aber von Parteiüberprüfungen zu seinem Verhalten in der Gestapohaft eingeholt, verliert das Parteibuch. Ohne den Schutz der Partei fällt er nach dem Einmarsch der Deutschen erneut in die Hände der Nazis, wird inhaftiert, kommt ins KZ, arbeitet in der illegalen Lagerleitung im KZ Buchenwald, ist an der Selbstbefreiung 1945 beteiligt und gehört zu den Aktivisten der ersten Stunde. Seine Parteihre wird nach langwierigen Überprüfungen wiederhergestellt. Anfang der 1950er Jahre findet er sich an der Seite des Präsidenten der DDR, Wilhelm Pieck, wieder, verliert diese Aufgabe aber 1953. Er war in die Mühlen des damaligen Mißtrauens und der erneuten Überprüfung seines Verhaltens während der Nazizeit, aber auch möglicher Verbindungen zu Noel Field geraten.

Eine neue Aufgabe wird ihm in der Wissenschaft zugewiesen, die er mit Bravour und Klasseninstinkt zu bewältigen sucht. 1953 wird er mit der Wahrnehmung einer Geschichtsprofessur an der Leipziger Universität beauftragt, vier Jahre später kann er endlich mit einer Arbeit zur linken Sozialdemokratie promovieren. An der Universität etabliert er eine moderne Zeitgeschichtsforschung, ist einer der Initiatoren der Arbeit auf diesem Gebiet in der DDR, wird Direktor des Deutschen Instituts für Zeitgeschichte (DIZ) und verliert nach inhaltlichen Querelen diesen Posten 1962. Die weiteren Jahre sehen ihn an der Humboldt-Universität und in der Aufarbeitung des antifaschistischen Widerstandskampfes. Fachkollegen wie sein Nachfolger am DIZ, Stefan Doernberg, und Schüler wie Mitstreiter in Pro-

jekten (Gerhard Engel, Wilfriede Otto, Detlef Nakath, Siegfried Schwarz, Günter Wirth, Manfred Bogisch u. a.) steuern teilweise sehr persönlich gehaltene Erinnerungen bei. Ergänzt wird der Band durch einen Auszug aus Bartels »Lehren aus der Geschichte Berlins« von 1961, eines Buchmanuskripts, das zu jenen inhaltlichen Konflikten führte, die seine Entlassung am DIZ verursachten. Eine Einschätzung des damaligen 1. Bezirkssekretärs der SED Berlin, Paul Verner, läßt erahnen, wie sich eigentlich überschaubare inhaltliche Differenzen politisch problematisch auswirken konnten. Offenbar gab es in mindestens zwei Fragen Dissens zu Ulbrichts Geschichts- und Politikverständnis, worauf Prokop hinweist. Bartel wertete den Kampf der KPD in Deutschland 1933-45 höher als sein Parteichef, der fast ausschließlich die Anleitung durch die Exilführung hervorhob. Und Bartel relativierte die Rolle der Gruppe Ulbricht im Jahr 1945, die er in den Kontext zu den anderen beiden Initiativgruppen von Sobottka und Ackermann stellte. Das reichte damals aus, um einem der daheim gebliebenen und inhaftierten linientreuen Kommunisten in gewissem Sinne die Bewertung von Geschichte zu untersagen. Das Berlin-Buch blieb ungedruckt. Über solche inhaltlichen Fragen hätte der Leser gerne mehr erfahren – wie auch andere Knotenpunkte des wechselvollen Lebens Bartels noch einer genaueren Untersuchung harren.

STEFAN BOLLINGER

Simone Barck, Siegfried Lokatis
(Hrsg.): **Fenster zur Welt.**
Eine Geschichte des DDR-Verlages
Volk & Welt, Ch. Links Verlag
Berlin 2003, 440 S. (24,90 €)

»Bückware«, dieser Begriff muß einer nachwachsenden Generation erklärt werden, bezeichnete in der DDR alle Dinge, die knapp und somit nur unter dem Ladentisch zu haben waren. Internationale Literatur, zumal solche des Verlags Volk & Welt, gehörte dazu. Wer an Bücher wichtiger ausländischer Autoren herankam und solche Bücher als Geschenk mitbrachte, konnte bei Ärzten, Schallplattenhänd-

lern, manchmal auch bei kunstsinnigen Handwerksmeistern auf Entgegenkommen hoffen. In der DDR war ein begehrtes Buch niemals nur Lesestoff. Es war Tausch-, oft sogar Kultobjekt. Über gute Bücher wurde am Arbeitsplatz, im Zug oder in der Kneipe debattiert, wie es heute nur schwer vorstellbar ist. Denn diese literarische Diskussion war immer auch ein Ersatz für eine nur im Ansatz existierende politische Öffentlichkeit.

Es versteht sich, daß unter den Bedingungen knapper Papierressourcen und fehlender harter Währung das Buch kein Marktobjekt im westlichen Sinne war. Die Verkaufsabteilungen der DDR-Verlagshäuser waren viel kleiner als die westlicher Verlage. Dafür stand eine, verglichen mit heutigen Zuständen, weit größere Zahl an Lektoren bereit. Die Bücher erfuhren eine viel sorgfältigere Bearbeitung, als es heute üblich ist. Doch waren natürlich auch viele wachsame Augen nötig, um das Buch eines ausländischen Autors auf politische Konterbande hin zu überprüfen und um mögliche Konflikte mit der Hauptverwaltung Verlage und Buchhandel des Kulturministeriums (HV) auszuschließen. Die HV verlangte, bevor sie einen Buchtext zum Druck freigab, zwei Gutachten, eins aus dem Verlag, ein weiteres von einem externen Gutachter, zumeist einem Fachwissenschaftler. Ohne die Genehmigung der HV durfte kein Buch erscheinen.

Dieser komplizierte Mechanismus des Aufspürens, Übersetzens, Herstellens und Vertriebs ausländischer Belletristik wird in der vorliegenden Publikation gründlich analysiert. Ihr Gegenstand ist der 1947 bis 2001 bestehende Verlag Volk & Welt, der wichtigste, nicht einzige DDR-Verlag für übersetzte fremdsprachige Literatur. Die Belletristik überwog im Verlagsprogramm bei weitem, doch wurde sie durch Reisereportagen über zumeist dem DDR-Bürger unerschließbare Städte und Landschaften ergänzt. Es brauchte nicht weniger als 57 Beiträgerinnen und Beiträger, um in dem – auch graphisch hervorragend gestalteten – Sammelband die Vielgestaltigkeit der Verlagsgeschichte sichtbar zu machen. Die Herausgeber bewogen ehemalige Lektoren, Übersetzer, Graphiker und Wirtschaftssachverständige des Verlags, aber auch Schriftsteller, Literaturwissenschaftler und einen gelerten Mathematiker zur Mitarbeit. Der älteste

Beiträger ist vom Jahrgang 1915, die jüngste Autorin wurde 1971 geboren.

Die Eckdaten des Verlags, vom Mitherausgeber Siegfried Lokatis zu Beginn des Buches angeführt, sind schnell benannt: Von Michael Tschesno-Hell 1947 in Ostberlin gegründet und von ihm bis 1950 geleitet, wurde der Verlag unter seinen Nachfolgern Bruno Peterson (1950-1954), Walter Czollek (1954-1972) und Jürgen Gruner (ab 1970 bzw. 1972) der profilbestimmende DDR-Verlag für moderne ausländische Literatur, wozu seit den 1970er Jahren auch die Literatur der Bundesrepublik zählte. In fünf, später sechs regional gegliederten Fachlektoren wurden von durchschnittlich 150 Mitarbeitern, davon meist 25 Lektoren, insgesamt etwa 5 000 Titel publiziert. Die Verlagsstatistik von 1987 nennt 1 500 Autoren aus 76 Ländern, deren Bücher in 82 Millionen Exemplaren die Leser erreichten. Mit den meisten Titeln waren in diesem Katalog Stanislaw Lem (23), Ilja Ehrenburg (21), Jorge Amado und Kurt Tucholsky (je 18) vertreten. Letzterer konnte einmal nur publiziert werden, nachdem seine Witwe der stillschweigenden Entfernung eines Trotzki-Zitats aus dem Text zugestimmt hatte.

Es ist natürlich unmöglich, in einer Rezension die einzelnen Beiträge auch nur annähernd vollständig vorzustellen. Ohne andere Essays damit abzuwerten, sei hier auf wenige Texte hingewiesen. Ursprünglich war der Verlag, ebenso wie sein Pendant »Kultur und Fortschritt« (mit ihm 1964 vereinigt), der Pflege antifaschistischer Gegenwartsliteratur verpflichtet. Doch schon »KuFo« suchte mit der Herausgabe von Isaak Babels »Reiterarmee« ein Opfer Stalins in der DDR bekannt zu machen, wie Simone Barck nachweist. (S. 41) Überhaupt wurde Volk & Welt im Verlauf der Jahrzehnte zu einer vorzüglichen Adresse für subversive Texte sowjetischer Autoren. Der gelernte Mathematiker Thomas Klein, später als Zeithistoriker hervorgetreten, schildert anschaulich, wie er als Häftling im Stasi-Gefängnis Hohenschönhausen Volk-und-Welt-Bücher von Wossnessenski und Okudshawa aus der Gefängnisbibliothek entleihen konnte, Bücher, die kaum im Buchhandel zu haben waren. (S. 390)

Doch ausländische Autoren sorgten auch selbst, nicht nur durch ihre Bücher, für etwas

mehr Offenheit in der ummauerten DDR. So berichtet Ingeborg Quaaas, daß Erich Fried eine Lesung in Halle erst dann begann, als die draußen bis dahin vergeblich wartenden Enthusiasten in den Saal hineingelassen wurden – sehr zum Argwohn der darin versammelten Funktionäre. »Fried war, das merkte ich bald, für die SED als Linker viel gefährlicher als ein ›Bürgerlicher‹, den man bequem abstempeln und in irgendeine Schublade stecken konnte.« (S. 269) Ein Kabinettstückchen ist Karl-Heinz Jähns Beitrag über seine Zusammenarbeit mit dem ebenso kauzigen wie weltklugen Tschechen Bohumir Hrabal, wobei man auch viel Vergnügliches über Prager Vorstadtkneipen und Trinksitten erfährt. (S. 289).

Immer noch und immer wieder lehrreich zu lesen sind auch die oft langwierigen Kämpfe der Verlagsmitarbeiter, die es schließlich doch schafften, bis dahin offiziell verpönte Autoren in der DDR zu publizieren – von Camus bis Ionesco, von Kafka bis Grass, von Frisch bis Dürrenmatt, von Joyce bis Beckett, von Pasternak bis Platonow und sogar Solshenizyn. Das Erscheinen seines Erstlings, des »Iwan Denissowitsch«, 1989 tatsächlich durchgesetzt, fiel in die »Wendezeit« 1990.

In dieser Zeitenwende galten Bücher aus DDR-Verlagen kaum noch etwas. Sie wurden, so der umgangssprachliche Ausdruck, veramscht und landeten nicht selten auf dem Müll.

Auch die Menschen, die sich in der DDR ehrlich um eine Verbesserung der Zustände bemüht hatten, gehörten nach Ansicht Mancher auf die Müllhalde. Sie seien verhunzt und verzwert, kaum für qualifizierte Arbeit im Westen verwendbar, schrieb damals einer, der sich als Historiker bezeichnete. Gesagt, getan: Eine hervorragende Lektorin wie Jutta Janke, die die polnisch- wie jiddischsprachige und die israelische Literatur für die DDR mitergeschlossen hatte, mußte als eine der ersten gehen. Einer nach dem anderen folgte. Der Verlag, bisher Eigentum der SED, galt vielerorts als lästiges Relikt. Verhängnisvoll wirkte sich die DDR-Praxis der »Plusauflagen« aus: die heimlich über das vereinbarte Maß hinaus gedruckte Mehrauflage von Titeln, die nicht abgerechnet wurde. So sparte das staatliche Büro für Urheberrechte westliche Währung, doch kam dies nach 1990 heraus. Die nun fälligen

Nachzahlungen kosteten den Verlag mehrere Millionen, wie Hans Georg Heepe schreibt. (S. 332) Der Ruin konnte hinausgezögert, doch nicht verhindert werden.

Rolf Hochhuth, der nicht zuletzt durch die »Plusauflagen« betroffen war, hielt Volk & Welt dennoch bis zuletzt die Treue. Die von der Treuhand betriebene schrittweise Liquidierung des Verlags verglich er voller Zorn mit der Zensur in der DDR: »Glaubt jemand im Ernst, es mache den geringsten Unterschied, ob das Zentralkomitee oder bundesdeutsche Generalintendanten Zensur üben?« (S. 355) Der Unterschied liegt gewiß darin, daß Hochhuth eine solche Frage öffentlich stellen darf. Doch diese und viele weitere Fragen zu beantworten, reicht sogar ein so wichtiges Buch, wie es hier vorliegt, nicht aus. Es ist jedoch ein vorzüglicher Beitrag zu einem kontroversen Kapitel der deutschen Kulturgeschichte des vergangenen Jahrhunderts.

MARIO KESSLER

**Natalija Mussijenko,
Alexander Vatlin: Schule unserer
Träume. Die Karl-Liebknecht-
Schule in Moskau (1924-1938),
Verlag Julius Klinkhardt Bad
Heilbrunn 2005, 484 S. (39 €)**

Der hier zu besprechende, mit zahlreichen Illustrationen versehene Band ist erschienen als Band 10 der Reihe »Reformpädagogik im Exil«, der Neuen Folge der Schriftenreihe »Pädagogische Beispiele« – Dokumentation zur Realgeschichte von Erziehung und Bildung vor und nach 1933. Herausgeberinnen der Reihe sind Hildegard Feidel-Mertz und Inge Hansen-Schaberg, die Übersetzung des vorliegenden Bandes aus dem Russischen besorgte Nina Letnewa.

In drei übersichtlich untergliederten Kapiteln erzählen die Historiker Natalija Mussijenko und Alexander Vatlin die Geschichte der Karl-Liebknecht-Schule in Moskau von der Gründung im Jahre 1924 bis zur Schließung 1938 und schildern im vierten Kapitel die Schicksale von Lehrenden und Lernenden. Ein umfangreicher Anhang enthält u. a. die

Kurzbiographien der ausländischen (S. 236-252) und sowjetischen (S. 253-257) Lehrkräfte sowie die von N. Mussijenko, damals Deutschlehrerin an der Botschaftsschule der DDR in Moskau, ihre 1985 aufgenommenen Recherchen und zusammengetragenen Dokumente zur Schulgeschichte und zur pädagogischen Praxis in der UdSSR (S. 271-484). Viele der Dokumente wurden in der von ihr initiierten Ausstellung »Schule unserer Träume« (Eröffnung am 6. Dezember 1996) gezeigt, doch nur ein kleiner Teil in den Ausstellungskatalog aufgenommen.

Die zunächst aus unterschiedlichen Quellen gespeisten Interessen der Enthusiastin und »Barfußhistorikerin« aus Moskau und der Herausgeberin, die bereits Studien zu Exilschulen in der USA herausgegeben hat, trafen sich in der Arbeit am nunmehr endlich vollendeten Buch. Unterstützung fand N. Mussijenko bei A. Vatlin, mit dem sie nicht nur an die deutsche Geschichte betreffenden Themen zusammengearbeitet hat. Beiden in Fachkreisen für ihre gut recherchierten und Neuland erschließenden Studien bekannten Autoren ist es zu danken, daß das in der UdSSR tabuisierte Thema nicht mit dem Perestroika-Optimismus unterging.

»Der durchgehende Faden der vorliegenden Arbeit, die der Form nach eher zur Gattung des wissenschaftlichen Journalismus gehört, sind die Schicksale von Menschen, die auf irgendeine Weise mit der deutschen Schule verbunden waren. Logisch erscheint daher der Schlußteil des Buches: die Tragödie jener, die in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre den Stalinschen Repressionen zum Opfer fielen, und der weitere Lebensweg anderer, die diese furchtbaren Jahre überlebt hatten, schließlich im Zweiten Weltkrieg an der Front in der Roten Armee gegen die das Land verwüstende deutsche Wehrmacht kämpften oder gleich allen Sowjetbürgern deutscher Abstammung die Arbeitslager durchlitten.« (S. 20)

Mit der Erinnerung an Aktionen wie der Anlage von Hühnerfarmen durch Pioniere, die dazu beitragen sollten, den amerikanischen Kapitalismus zu überholen, oder der Schilderung von in deutschen Familien durchgeführten Weihnachtsfeiern unterm Tannenbaum als Gegenstück zum Jolkafest gelingt es den Autoren auf sehr anschauliche Weise, den in an-

deren dem Exil gewidmeten Publikationen eher unterbelichteten Alltag der deutschen Emigranten zu schildern. Wichtiger als diese Liste von Beispielen, die sich fortschreiben ließe, ist die hiermit nach Jahrzehnten des Schweigens, Verschweigens und Verdrängens in Ansätzen dokumentierte Kollektivbiographie der überlebenden Schüler, des »Kanons, nach dem sie zu leben versuchten«. (S. 200)

WLADISLAW HEDELER

**Annelies Debrunner:
Gelebte Wirklichkeit – erträumte
Zukunft. Gespräche mit Frauen
des Jahrgangs 57, Seismo Verlag,
Zürich 2005, 190 S., (14,50 €)**

Was haben gesellschaftliche Utopien der Gegenwart mit den Zukunftsträumen von Frauen heute zu tun? Finden sie sich dort wieder? Wie gestaltet sich die gelebte Wirklichkeit von Frauen in der Gegenwart angesichts ihrer Träume? Werden Träume gelebt – und wie finden sich in den Lebensrealitäten gesellschaftliche Utopien wieder? Die Autorin vermittelt uns über diese Fragen einen Einblick in einen bisher so Teil vernachlässigten soziologischen Zusammenhang.

Madame Bovary lässt grüßen! Was Flaubert als die Tragik der Bovary zwischen ihren Lebensträumen und dem Willen zur Umsetzung einerseits und dem Mangel an Tatkraft andererseits mit Selbstmord enden lässt, findet bei den befragten Frauen dieser soziologischen Studie andere Auswege.

Die Autorin befragt 20 Frauen des Jahrganges 1957 zwischen 29 und 36 Jahren im Zeitraum von 1986 und 1993, also auch im Zeitraum eines tiefgreifenden gesellschaftlichen Systemwandels. Das methodische (soziobiografische) Vorgehen spricht für die Fähigkeit der Autorin, soziale Wirklichkeit und deren Wandel möglichst präzise und wertneutral zu erfassen. Sie pflegt einen weiblichen Interviewstil, den sie selbst mit den Qualitäten Zustimmung, Spannungsabbau und Solidarität kennzeichnet. Im Ergebnis ist es der Autorin gelungen, die Grenzen zwischen privatem und öffentlichem Bereich transparent zu machen (stets begleitet durch Zitate von Virginia

Woolf aus »Orlando«). Der Parallelität von individuellen und kollektiven Zukunftsvorstellungen wird nachgegangen, und die Existenz typischer Muster von Zukunftsvorstellungen wird nachgewiesen: kulturelle Muster in der weiblichen Normalbiografie, die nicht mehr ausschließlich durch die Unangemessenheit der Wünsche gekennzeichnet sind.

Indem die Autorin die Verbindung zwischen kollektivem Wollen und individuellen Wünschen als unausweichliche Frage der soziologischen Forschung konsequent verfolgt, weist sie einen bedeutenden Zusammenhang nach: Bei den befragten Frauen hat die Abhängigkeit ihrer Zukunftswünsche von der Biografie ihrer Partner und Kinder an Rigidität eingebüßt. Sie nehmen vermehrt Geschlechterdifferenzen wahr und erspähen individuelle Lebensvorstellungen. Darüber hinaus versuchen sie teilweise mit Erfolg, die Wahrnehmung ihrer Realität mit der Komplexität einer außerindividuellen Welt praktisch in Einklang zu bringen.

Ein lebenswertes Buch!

RUTH FREY

**Selbstportrait Che Guevara.
Hrsgg. von Victor Casaua,
Kiepenheuer&Witsch, Köln 2005,
320 S. (19,90 €)**

Das von Hans-Joachim Hartstein aus dem Englischen übersetzte Buch ist ein wunderschönes – mit sehr vielen unbekanntenen Fotos des 1928 in Argentinien geborenen Ernesto Che Guevara, dessen Texte, ausgewählt aus Tagebuchaufzeichnungen, Interviews und Briefen des Revolutionärs, einen Menschen zeigen, den etwas völlig anderes charakterisierte als die egoistische Selbstverliebtheit des »American way of life«. Als junger Medizinstudent erkundete Che, zum Teil auf einem Fahrrad, Lateinamerika. In Mexiko traf er dann 1954 die Gruppe der ins Exil gegangenen kubanischen Revolutionäre. Nach zweijährigem Guerillakrieg an der Seite Fidel Castros trat Ernesto 1959 in die Revolutionsregierung Kubas ein. Aber er wollte die Revolution weitertragen. So ging er 1966 nach Bolivien, wo er 1967 gefangen genommen und

erschossen wurde. Guevara war alles andere als ein Phantast der Revolution. In einem Zeitungsinterview sagte er: »Ich glaube, dass ich eine Mission zu erfüllen habe auf dieser Welt, und dieser Aufgabe muss ich alles opfern, jedes tägliche Vergnügen, ein Zuhause, persönliche Sicherheit und möglicherweise auch mein eigenes Leben. Das ist meine Verpflichtung und von der kann ich mich nicht befreien, solange ich lebe. Ich spüre das Leiden jedes Landes in Südamerika und überall sonst auf der Welt.« Moderne Menschen werden über diese charakterliche Prägung Guevaras sicher nur hochnässig lächeln, doch es scheint nicht von ungefähr, dass gerade viele junge Menschen Ches Konterfei mit Stolz auf ihren T-Shirts zu tragen. Sie ahnen, dieser Mensch war anders, als die satten und klug schwätzenden Erwachsenen in unserem Land. Dieser Bildband trägt sehr dazu bei, die »Kult-Figur« Che in seiner menscheitsbezogenen Lebenseinstellung zu zeigen. Guevara war ein Individuum im echten Sinne des Wortes – das wird auf jeder Buchseite, mit jedem Foto deutlich –, er war bewusster Teil der menschlichen Gattung. Er verschlang die Bücher der Weltliteratur, die Gedichte der lateinamerikanischen Poeten und studierte von der Philosophie bis zur Ökonomie alle Schriften, von denen er hoffte, mehr Erkenntnis über die konkrete Wirklichkeit Kubas zu erlangen. »Ich habe mich mit Meister Hegel herumgeschlagen und bin in der ersten Runde zweimal zu Boden gegangen. Wir haben eine Menge erreicht, aber irgendwann werden wir auch denken lernen müssen.« Diese Zeilen finden sich in einem Brief an Armando Hart, den er »mein lieber Sekretär« nennt. Er entwickelt in diesem Brief einen kompletten Schulungsplan für die kubanischen Revolutionäre, in dem weder Demokrit, Kant, Hegel, Marx, Luxemburg noch die »Theoretiker des Kapitalismus, wie zum Beispiel Marshall, Keynes, Schumpeter« fehlten. Das Buch animiert jeden, der die Entfremdungen des Kapitalismus zu spüren und fühlen vermag, mit Leidenschaft gegen diese zu kämpfen. Denn, so schreibt Ernesto seiner geliebten Mutter: »Leidenschaft ist vonnöten für jedes große Werk.«

JÜRGEN MEIER

Rudolf Richter:
Die Lebensstilgesellschaft,
 VS Verlag für Sozialwissen-
 schaften Wiesbaden 2005, 164 S.
 (19,90 €)

Während man im Umfeld der PDS auch im 21. Jahrhundert noch am Begriff der »Klassengesellschaft« festhält – vgl. UTOPIE kreativ, Heft 157, S. 981 ff. –, geht die vorliegende Publikation davon aus, daß die gegenwärtige Gesellschaft eine grundlegend andere Sozialstruktur aufweist als die Industriegesellschaften des 19. und 20. Jahrhunderts.

Gestützt auf Untersuchungen zur Arbeitswelt und zu den Freizeitverhalten, zur Zeit- und Raumstruktur, Familie, Bildung, Religion usw. entwirft der Autor das Bild einer modernen »Lebensstilgesellschaft«. Diese unterscheidet sich in wesentlichen Momenten von der traditionellen Industriegesellschaft mit ihrer arbeits- und eigentumsbestimmten Struktur, aber auch von der »Erlebnisgesellschaft« der 70er und 80er Jahre des 20. Jahrhunderts, wie sie Gerhard Schulze 1992 so prägnant beschrieben hat. (Gerhard Schulze: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt/New York 1992) Die neue Gesellschaft basiert nicht auf der Produktion von materiellen Gütern, obwohl es diese natürlich nach wie vor gibt, sondern auf deren Konsum und der Erbringung von Dienstleistungen. Ihr bestimmendes Kennzeichen ist die Produktion und Aneignung von »Wissen«. Wesentlich für die soziale Differenzierung und Ungleichheit sind mithin vor allem der unterschiedliche Konsumstandard und das differierende Bildungsniveau. – Die Anleihen bei Bourdieu (Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main 1982) sind unübersehbar. Hinzu kommt nun aber – und das unterscheidet das Konzept der Lebensstilgesellschaft von dem der Arbeits-, Konsum-, Freizeit-, Bildungs-, Medien-, Spaß-, Risiko-, Erlebnis-, Verantwortungs-, Neid-, Informations- und Wissensgesellschaft – die Überlagerung aller materiellen Unterschiede durch eine »symbolische Differenzierung«, wie sie sich in unterschiedlichen Lebensstilen ausdrückt. »Lebensstile«, schreibt der Autor, »be-

stehen aus einer Fülle von Merkmalen. Sie haben mit Orientierung zu tun – es werden Einstellungen zu Politik und Religion erfragt – und sie haben mit Konsum zu tun – es werden Kleidungsgehnheiten, Fernsehgehnheiten und Essensvorlieben gefragt. So entdeckt man Milieus, die sich nicht durch Einkommen, Beruf und Schulbildung alleine abgrenzen lassen.« (S. 62)

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die Auflösung von Raum und Zeit: Die Lebensstilgesellschaft scheint eine Gesellschaft ohne Raumbindung und Zeitstruktur zu sein, eine »ortlose Gesellschaft«, bar der »linearen Zeitlogik« des Industriezeitalters. »Die physische Verbindung mit dem Raum wird durch die modernen Medien völlig aufgelöst. Die mediale Vernetzung, Radio, Fernsehen und schließlich das Internet lassen den physischen Raum völlig vergessen.« (S. 65) Analog dazu verändert sich die Zeitstruktur. Der »Normallebenslauf« erweist sich als ebenso überholt wie das »Normalarbeitsverhältnis«. Der Autor nennt Beispiele dafür. Diese überzeugen jedoch nicht. Hier fehlt eine philosophische Vertiefung des Zeitproblems – ein Defizit, das im Einstein-Jahr besonders auffällt. Besser gelungen ist die Erklärung des Entstehens »neuer Formen von Religiosität« trotz des Verlusts kirchengebundener Religion als einem Merkmal der Lebensstilgesellschaft: »In der postmodernen Gesellschaft rückt die individuelle Identität in den Mittelpunkt (...) Religiöse Mythen werden als selbstgeschaffene Lebenshilfen erzeugt.« (S. 82)

Als maßgeblich für die Entstehung von Lebensstilen als Unterscheidungsmerkmale sieht Richter die Prozesse der Individualisierung und des Wertewandels an. Ersterer Prozeß ist eine Errungenschaft des christlichen Abendlandes, letzterer Ergebnis des 68er Revolte. Beide zusammen bereiteten den Boden für die heutige Lebensstilgesellschaft, indem an Stelle allgemeiner Orientierungsmuster und verbindlicher gesellschaftlicher Vorgaben individuelle Lebensstile treten. Diese werden definiert als »ein Konglomerat aus Werthaltungen, die man im Laufe der Sozialisation mitbekommen hat und Verhaltensgehnheiten beziehungsweise Ideen, die man in den täglichen Kontakten überprüft, bestätigt findet und verfestigt. So unterschiedlich, wie die ge-

sellschaftlichen Milieus und Subkulturen sind, so viele unterschiedliche Lebensstile gibt es.« (S. 113) Die Vielfalt und Pluralität des modernen Lebens drückt sich in den Lebensstilen aus. Als Synthese verschiedener »Werthaltungen« und »Verhaltensweisen« umfaßt der Begriff »Lebensstil« so ziemlich alle Gebiete des Lebens, Arbeit und Freizeitinhalte ebenso wie soziale Beziehungen, Essgehnheiten, Kleidungspräferenzen, Musikgeschmack, Religion, Parteizugehörigkeit, Wahlverhalten, Naturverbundenheit, Einstellungen zur Politik, Geschichte, Kultur – alles. Im letzten Abschnitt des Buches gibt der Autor, Professor für Soziologie an der Universität Wien, einen Überblick über europäische Lebensstile in der Gegenwart in Österreich, Deutschland, Westeuropa, Osteuropa usw. Es wird unterschieden zwischen konservativem, intellektuellem, hedonistischem, materialistischem, konventionellem und traditionellem Lebensstil. Die dabei getroffenen Einschätzungen sind zweifellos witzig, mitunter sarkastisch und in der Regel sicher auch zutreffend. Aber sie sind rein deskriptiv und daher sehr oberflächlich und beliebig. Es fehlen wissenschaftlich begründete Kriterien für die Zuordnung bestimmter Eigenschaften, eine Differenzierung zwischen wesentlichen und unwesentlichen Merkmalen und eine Begründung bestimmter Lebensstile als notwendig und damit zeit- und ortsgebunden. Insofern bleibt das Buch hinter den Werken von Bourdieu und Schulze noch weit zurück. Aber die Lebensstilforschung steht ja auch erst am Anfang.

ULRICH BUSCH

Barbara Degen:
Leuchtende Irrsterne – das
Branitzer Totenbuch. »Euthanasie«
in einer katholischen Anstalt,
Verlag für Akademische Schriften,
Frankfurt am Main 2005, 228 S.
(14,80 €)

Die jüngste Publikation von Barbara Degen mit Zeichnungen von Adelheid Rost ist kein Gedichtband, obwohl sie zahlreiche sehr berührende Gedichte enthält. Sie ist auch

keine Dokumentation, obwohl mehr als 1 200 Namen von Frauen und Männern, meist mit Geburts- und Sterbedaten dokumentiert werden. Sie ist keine Familiengeschichte, obwohl die Autorin viel vom Leben ihrer Familie, ihrer Vorfahren, ihrer Kinder preisgibt. Und es handelt sich bei der Publikation auch nicht um feministische Literatur, obwohl es am Ende nur »der Gedanke an das Handeln der Nonnen (ist), an ihren Mut, an die Selbstverständlichkeit, mit der sie bei den Kranken ausharrten«, der Barbara Degen daran hindert, sich von Trauer und Verzweiflung überwältigen zu lassen (S. 199).

Trauer und Verzweiflung sind auch die Ausgangspunkte des Buches. Sie erschienen der Autorin angesichts des »Golfkrieges« Anfang der 90er Jahre, angesichts der »Bilder von Männlichkeit, Vernichtung und Vergewaltigung« grenzenlos und führten sie sehr schnell zu der »großen Wunde« ihrer Familiengeschichte, zum Tod ihres Großvaters im Jahr 1941, über den in der Familie niemals gesprochen wurde (S. 16).

1941 war auch das Jahr, in dem die Bonner Autorin geboren wurde.

Die »bohrenden Fragen« ließen Barbara Degen nun nicht mehr los – nach dem Schicksal dieses Großvaters, nach dem Verhalten ihrer Eltern und der anderen Familienmitglieder in der NS-Zeit, nach den Auswirkungen der faschistischen Vergangenheit auf uns Heutige. So wurde sie – die Rechtsanwältin, die Feministin, die Dichterin – zur NS-Forscherin, die sich durch das »tiefe kollektive Nachkriegs-Schweigen über die NS-Verbrechen« (S. 24) beunruhigt und verletzt fühlte. Im Staatsarchiv Leipzig fand sie schließlich die Patientenakte ihres Großvaters – 150 Seiten dick. Seitdem weiß sie, dass er als schizophrene galt und als hoffnungsloser Fall (S. 57). 22 Jahre lang lebte er in der katholischen Anstalt Branitz in Oberschlesien, dem heutigen Branice, »bevor er deportiert und einige Tage später, am 2. September 1941, in Waldheim/Sachsen getötet wurde« (S. 21). Der Mord wurde strafrechtlich niemals »gesühnt« (S. 60).

Einmal in dieser Spur, suchte (und sucht) Barbara Degen weiter – nach der Geschichte der Branitzer Anstalt, so etwa nach dem »Umschlag von sinnvollen Heil-Versuchen zu verantwortungslosen Medizinexperimen-

ten« (S.106), nach den Wertvorstellungen der verantwortlichen Ärzte, nach den Verhaltensweisen der Nonnen, nach dem Hintergrund der »Euthanasie«-Politik und ihren Technologien. Auch nach den beteiligten Institutionen, etwa nach der Anstalt Waldheim in Sachsen, in der heute das Hauptinteresse dem DDR-Unrecht zu gelten scheint (S. 68), und immer wieder nach einzelnen Schicksalen von Kranken, auch Kinderschicksalen, und nach den Beziehungen der Familienangehörigen zu diesen Kranken. So trifft sie bei ihren Forschungen auf eine Frau aus Bayern, deren Onkel ebenfalls nach Branitz gebracht worden war und deren Familie immer misstrauischer wurde, was die Natürlichkeit des Sterbens dort betraf. Barbara Degen kommt zu dem Schluss: »So ähnlich muss es auch in unserer Familie gewesen sein. Und es muss genauso schrecklich gewesen sein, keine andere Lösung zu finden, in einer Atmosphäre des Ahnens, der Angst zu leben, sich ohnmächtig zu fühlen, obwohl »jeder es wusste«« (S. 130).

Weil sie sich die Toten »als Luftgeister vorstellt, ruhelos, bis ihre Namen bekannt werden« (S. 52, S. 111), und wohl auch, weil sie hofft, es möge in Deutschland und darüber hinaus noch viele andere gleichermaßen beunruhigte Nachkommen von »Euthanasie«-Opfern geben, denen ihre Publikation helfen könnte, nennt sie seitenweise Namen und alle für sie auffindbaren Daten von Getöteten. Wenn die sachlich-wissenschaftliche Sprache zu versagen droht, fügt sie ein Gedicht ein und macht auf diese Weise – so Annette Kuhn in ihrem Vorwort – »etwas von der Kostbarkeit des Lebens sichtbar« (S. 13).

Barbara Degen trifft im Rahmen ihrer Untersuchungen auf vielfältige Widersprüche. So schreibt sie Euthanasie konsequent in Anführungszeichen, weil das, was sie herausfindet, nichts mit einem »guten Tod« oder mit der »Erleichterung des Sterbens« zu tun hat. Sie trifft auf Forschungslücken, auf Erinnerungslücken, auf Gerüchte, auf eine »Leichendecke der Illusion, Lüge und Halbwahrheit« (S. 195). Und sie trifft auf Menschen, die auch 60 Jahre danach nicht mit ihr darüber sprechen wollen.

Ein gutes und notwendiges Buch. Nicht nur für die Nachkommen von »Euthanasie«-Opfern.

URSULA SCHRÖTER